

Ein „apokalyptischer“ Rundbrief

AN EPHESUS (OFFB 2,1-7)

von Hans-Georg Gradl

¹ An den Engel der Gemeinde in Ephesus schreibe: So spricht Er, der die sieben Sterne in seiner Rechten hält und mitten unter den sieben goldenen Leuchtern einhergeht: ² Ich kenne deine Taten und deine Mühe und deine Geduld und weiß, dass du die Bösen nicht ertragen kannst. Du hast die auf die Probe gestellt, die sich Apostel nennen und es nicht sind, und hast sie als Lügner befunden. ³ Du legst Geduld an den Tag und hast um meines Namens willen Schweres ertragen und bist nicht müde geworden. ⁴ Aber ich habe gegen dich: Du hast deine erste Liebe verlassen. ⁵ Bedenke, aus welcher Höhe du gefallen bist! Kehre zurück zu deinen ersten Taten! Wenn du nicht umkehrst, werde ich zu dir kommen und deinen Leuchter von seiner Stelle wegrücken. ⁶ Doch für dich spricht: Du verabscheust das Treiben der Nikolaiten, das auch ich verabscheue. ⁷ Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt: Wer siegt, dem werde ich zu essen geben vom Baum des Lebens, der im Paradies Gottes steht.

DIE JOHANNESAPOKALYPSE, das letzte Buch des Neuen Testaments, hatte es schwer und macht es seinen Leserinnen und Lesern nicht leicht. Lange wurde in der Alten Kirche darüber diskutiert, ob die Apokalypse in den Kanon des Neuen Testaments aufgenommen werden soll. Bedenken gab es genug: eine fremde Sprache und rätselvolle Bilderwelt, ein herausforderndes Gottesbild und ein Autor, der wohl kein Augenzeuge Jesu und kein Apostel war.

Aus der Verbannung

Die Apokalypse geht auf einen urchristlichen Wandermissionar mit Namen Johannes (Offb 1,1.4) zurück. Zur Zeit der Entstehung der Schrift befindet er sich auf der Ägäis-Insel Patmos – „wegen des Wortes Gottes“, wie er schreibt

(Offb 1,9). Schon Euseb und Hieronymus deuten dies als eine zeitlich befristete Festsetzung, eine Strafmaßnahme von Seiten Roms. Johannes ist im Exil, weil er ungeschminkt die Grausamkeit und Gottlosigkeit des übermächtigen Römerreichs anklagt und die Christen zum entschiedenen Bekenntnis und zum passiven Widerstand aufruft (Offb 18,4).

Mehr als 500 Zitate und Anspielungen auf das Alte Testament machen deutlich, wie es zur Offenbarung kam. Sie ist das Ergebnis einer intensiven Lektüre. Johannes liest – als Christ – die großen Propheten des Alten Testaments: Jesaja, Ezechiel, Jeremia und Daniel. Die prophetische Kritik und die Heilshoffnung Israels sind der Stoff, aus dem die Apokalypse gemacht ist. Die Offenbarung ist eine Collage aus alttestamentlichen Bildern und Motiven, imprägniert vom Glauben an Christus und durchsetzt von Anspielungen auf die Kultur und Zeitgeschichte der Adressaten. Aus der Verbannung heraus enthüllt Johannes seinen Lesern Sinngründe und Maßstäbe für das Verstehen von Leben und Welt, Gegenwart und Zukunft.

Sieben Spiegel

Alles beginnt mit einer eindrücklichen Christusvision (Offb 1,10-20): Inmitten von sieben Leuchtern erkennt Johannes einen, der „dem Sohn eines Menschen gleicht“ (Offb 1,13), aber so gar nichts Irdisches an sich hat: flammende Augen, eine schneidend scharfe Zunge und eine Stimme wie das Rauschen des Meers. Sieben Sterne sind in seiner Hand. Mit den ersten Versen des Buchs taucht der Leser in die Bilderwelt der Apokalypse ein und erlernt deren Wortschatz: Zahlen und Symbole, Farben und Formen haben einen verborgenen Nebensinn und theologischen Tiefgang. Die sieben Sterne stehen für die sieben Engel der Gemeinden. Die sieben Leuchter aber bezeichnen die sieben Gemeinden selbst, an die sich Johannes – oder besser: der Menschensohn durch den Schreiber Johannes – wendet.

An die Christusvision schließen sich sieben Briefe an. Die Zahl Sieben steht für die Fülle. Gemeint sind nicht nur die sieben genannten Einzelgemeinden der Provinz Asia. Die sieben Orte stehen repräsentativ für alle Gemeinden und eine unbegrenzte, universale Adressatenschaft.

Briefe ersetzen die mündliche Aussprache und überbrücken die Distanz. Im Medium des Briefs wird Christus in den Gemeinden präsent. Er besucht sie und schreitet den Kreis der sieben Ortskirchen ab: beginnend mit der Hafenstadt Ephesus, weiter nach Norden und weiter nach Osten bis nach Laodizea im Süden, der letzten Station der Rundreise.

Die Briefe stehen den Gemeinden wie ein lebensgroßer Portraitspiegel vor Augen. Christus blickt mit der Gemeinde in den Spiegel. Er begutachtet die

Situation. Er lobt und tadelt: Das gefällt mir, hier aber drückt der Schuh, an dieser Stelle werden wir noch arbeiten müssen ... Den Augen wie Feuerflammen entgeht nichts. Die Briefe enthalten eine schonungslose und grundehrliche Bestandsaufnahme.

Offenbarende Worte

Aufbau und Rhythmus aller Briefe sind gleich. Am Anfang stehen der *Schreibbefehl* und die *Adressierung* des Engels der jeweiligen Gemeinde. In der Bilderwelt der Apokalypse sind Engel stets himmlische Handlungsträger. Es wird also keine besonders prominente Person oder der Leiter der Ortskirche angesprochen. Der Engel ist der himmlische Schutzpatron der Gemeinde. Die Adressierung macht somit auch deutlich, dass die Gemeinde weit mehr ist als nur eine irdische und gesellschaftliche Größe. Die Christen leben auf Erden, aber ihre eigentliche Heimat ist im Himmel. Und der Himmel weiß um das Lieben und Leiden der Gemeinde.

In der *Botenformel* stellt sich Christus mit einem aussagekräftigen Attribut – meist der Eingangsvision entnommen – vor. Die Kennzeichnung passt zu dem, was folgt, was die Gemeinde tut und braucht. Im ersten Sendschreiben werden die Leuchter und die Sterne genannt, in deren Mitte Christus steht bzw. die er in der Hand hält. Ephesus steht am Anfang und somit wird an die Gesamtheit aller Gemeinden erinnert. Als drittgrößte Stadt des Römerreichs hat Ephesus eine Vorbildfunktion im Kreis und inmitten aller Kirchen.

Der *Hauptteil* der Briefe wird jeweils mit der Wendung „ich kenne“ eingeleitet. Christus weiß um die Situation und den Zustand der Gemeinde, um die Herausforderungen und Konfliktzonen. Jeder Brief ist eine kleine Apokalypse: eine Enthüllung des Istzustands und eine Offenbarung notwendiger Schritte und Veränderungen.

Adelige Außenseiter

Positiv werden das Ausharren und die Geduld der Christen in Ephesus hervorgehoben. Trotz aller Mühsal und Anfeindung sind sie nicht müde geworden. Als Christen stehen sie nämlich am Rand. Sie sind Außenseiter. Ihr Glaube macht sie zu Fremden in der Gesellschaft. An den Spielen zu Ehren der römischen Götter oder des Kaisers nehmen sie – aufgrund ihres Bekenntnisses zu Jesus Christus – nicht teil. Sie werden argwöhnisch beäugt. Sie erleiden soziale, auch wirtschaftliche Nachteile und das typische Schicksal einer religiösen Minderheit.

Die Spannungen spalten die Gemeinde. Nicht alle sind bereit, den harten Kurs zu fahren und sich deutlich von der reichsrömischen Gesellschaft abzu-

grenzen. Bei den Nikolaiten handelt es sich wohl um eine innergemeindliche Splittergruppe, die um Ausgleich bemüht ist und Kompromisse sucht. Zwischen Abgrenzung und Anpassung wählen sie einen dritten Weg: die möglichst nachteilsfreie friedliche Koexistenz. Darf ein Christ nicht auch die Vorteile der römischen Kultur und Gesellschaft nutzen und genießen?

Das Urteil der Johannesapokalypse ist hart. Mit Abscheu wird auf das Treiben der Nikolaiten geblickt. Umkehr ist angesagt: zurück zur ersten Liebe! Dabei ist nicht an eine zeitliche Priorität gedacht. Die erste Liebe und auch die ersten Taten fragen vielmehr nach dem Fundament und den wirklich entscheidenden Dingen. Die Verbindung mit Christus muss an erster Stelle stehen.

Motivierende Aussichten

Jedes Sendschreiben schließt mit einem *Weckruf* und einer *Verheißung*. Was der einzelnen Gemeinde gesagt wird, sollen alle hören. Zeitübergreifend werden alle Leserinnen und Leser angesprochen: Wer ein Ohr hat, höre hin!

Johannes sieht die Welt in einem tiefgreifenden Konflikt. Er spricht von Kampf und Sieg. Die Auseinandersetzung zwischen Erde und Himmel, den Heeren Roms und der Gefolgschaft des Lammes wird den gesamten „Apokalyptischen Hauptteil“ (Offb 4,1–22,6) bestimmen. Am Ende jedes Sendschreibens wird dem Sieger ein überirdischer Preis verheißen. Die dahinterstehende Pädagogik mag nicht modern sein, aber vielleicht ja doch motivierend wirken: Die Aussicht auf ein gutes Ende wehrt der Mutlosigkeit in einer bedrückenden Gegenwart.

Das Essen vom Baum des Lebens greift auf den Anfang der hebräischen Bibel zurück. In der Mitte des Schöpfungsgartens steht der Baum des Lebens (Gen 2,9). Dort wird er bewacht und ist unzugänglich (Gen 3,24). Nun werden dem Sieger seine Früchte verheißen. Am Ende des ersten Sendschreibens fasst der Baum des Lebens die gesamte biblische Heilshoffnung zusammen: In der Gebrochenheit dieser Welt zehrt der Christ von der Aussicht auf ein Leben ohne Trauer, Mühsal und Tod.

Hans-Georg Gradl

geb. 1973, Dr. theol., Priester der Diözese Regensburg; Grundstudium in Regensburg, 1995–2004 Studienaufenthalt in Rom mit Seelsorgstätigkeit in der amerikanischen Gemeinde, 2004 Promotion an der Päpstlichen Universität Gregoriana; Habilitation in München; seit 2013 Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät.